

Septuagesimae (11.2.2017) Stadtkirche Baden-Baden

Marlene Bender, Pfrn.

Freier Herr und dienstbarer Knecht

(Lk. 17, 7-10)

Liebe Gemeinde,

der biblische Abschnitt, der heute Morgen in allen evangelischen Gottesdiensten zu hören ist, steht im LukasEv, im 17.Kapitel. Jesus sagt zu seinen Hörerinnen und Hörern (- ich lese nach der Lutherübersetzung 2017 -):

7 Wer unter euch hat einen Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, und sagt ihm, wenn der vom Feld heimkommt: Komm gleich her und setz dich zu Tisch? **8** Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; und danach sollst du essen und trinken? **9** Dankt er etwa dem Knecht, dass er getan hat, was befohlen war? **10** So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren. (Luther 2017)

Liebe Gemeinde, heute Morgen geht es recht anstrengend zu in unserem Gottesdienst. Erst hören wir von Paulus, wir sollten als Christen Sportlern gleichen: Läufern in der Arena, Boxern im Ring. Unter vollem Einsatz wetteifern darin, zu gewinnen. Siegertypen sozusagen.

Jetzt, in diesen Versen aus dem Lk-Ev, werden wir mit Knechten verglichen, die ihre Arbeit zu erledigen haben; die nicht mit Anerkennung rechnen dürfen; die bescheiden, ja, demütig ihre Pflicht tun sollen. Bescheiden, pflichtbewusst, demütig und fleißig – diese Worte klingen nach Unterwerfung, nach Niederlage. Auch nach Stillhalten und Devot-Sein, nach Anpassung. Worte für loser. Für Schwache, für Verlierer.

Was nun also, möchte man fragen? Sollen wir siegen oder sollen wir dienen?

Unsere Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) verteilt zum Reformationsjubiläum fröhliche knallrote Schals mit der Aufschrift: „Ich bin so frei“. Auf Tagungen und bei Gospelkonzerten, bei Fernsehgottesdiensten oder Großveranstaltungen leuchten die Schals mit der Botschaft „Ich bin so frei“. Das soll, Sie ahnen es, eine Anspielung auf Martin Luther und seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ sein.

Mir ist dieser Schal zu kurz, liebe Gemeinde. Ich werde ihn deshalb nicht tragen. Er ist mir zu kurz, weil mir die zweite Hälfte fehlt. Denn was Martin Luther unter evangelischer Freiheit versteht, konkretisiert er in zwei Thesen.

Einmal: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan.“ Toll, das finden wir alle großartig. „Ich bin so frei!“ Aber darauf folgt bei Luther Teil 2: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan in der Liebe.“

Frei und dienstbar. Frei, aber nicht ungebunden. Frei, aber nicht rücksichtslos. Frei davon, mich ständig mit andern vergleichen zu müssen. Frei davon, dauernd um mich zu kreisen. Frei, für andere da zu sein.

Frei und dienstbar, Herr und Knecht in einem. Und das nicht aus moralischer Tugendhaftigkeit heraus, sondern wegen der Liebe. Wegen Christus, der mich befreit von allem, was mich einengt und versklavt. Der sein Ja zu mir sagt, der mich befreit durch seine Liebe. Damit ich mich und andere lieben und bejahren kann. Damit ich mich ihnen zuwende.

„Was nun“, habe ich eingangs gefragt: „Sollen wir herrschen oder sollen wir dienen?“ Beides, meint Jesus. Ihr seid frei gegenüber den Menschen und ihr seid gebunden an Christus. Ohne diese Bindung, liebe Gemeinde, fehlt der Freiheit etwas. Deshalb ist mir der rote Reformationsschal zu kurz. „Ich bin so frei – ich bin so frei, für Christus und für andere da zu sein.“ Das müsste noch ergänzt werden.

Nun ist das dennoch mit dem Dienen so eine Sache. Sie haben sicher noch das Ende der Jesus-Rede im Ohr: **10 Wenn ihr also alles getan habt, was euch aufgetragen war, dann sollt auch ihr sagen: ›Wir sind Diener, weiter nichts; wir haben nur unsere Pflicht getan.‹** (NGÜ)

„Wir tun nur unsere Pflicht“ - bescheiden, pflichtbewusst, demütig und fleißig: Dieses Denken, liebe Gemeinde, hat Geschichte gemacht. Einmal im Bereich der Kirche: Ich erinnere an das Amt der Diakonissen. Die definierten sich mit diesen Begriffen: Bescheidenheit, Pflichtbewusstsein, Demut und Fleiß.

Wahrscheinlich wisst Ihr Konfirmanden nicht mehr, was Diakonissen sind. Noch vor einigen Jahrzehnten fand man sie vor allem in der Krankenpflege. Und kaum einer weiß noch, dass die Frauen in den dunklen, langen Kleidern mit den weißen gestärkten Häubchen ursprünglich einmal einer Art Frauenbewegung angehörten. Im 19.Jh., in einer Zeit, als es für Frauen keine Ausbildung, geschweige denn Berufstätigkeit gab, hatten Frauen nur die Wahl zu heiraten – und damals, vor 200 Jahren, hieß das: harte Arbeit in Haus und Hof, zahlreiche Schwangerschaften, häufig früher Tod im Kindbett, oder als ledige Tante im Haushalt mitversorgt zu werden. Allein zu leben – das war wirtschaftlich unmöglich.

Theodor Fliedner aber, ein Pfarrer aus Kaiserswerth, sah einen dritten Weg: Ledige Frauen, die als Kindergärtnerin oder Krankenschwester ausgebildet wurden; die eine Gemeinschaft im Rücken hatten (sog. Mutterhäuser); die oft auf dem Land den teuren Arzt in der Kreisstadt ersetzten; die ganze Generationen von Kindern erzogen; die befähigt waren, als Seelsorgerinnen zu dienen, die berief er als Diakonissen.

Das griech. Wort diakonein bedeutet eigentlich „zu Tische dienen“. Es kommt auch in unserem heutigen Bibelabschnitt vor. Der Herr fordert den Knecht auf, die Schürze umzubinden und das Essen aufzutragen. Der Diener, der bei den Mahlzeiten aufwartet, das ist der Diakon im wtl. Sinn. Ein dienstbarer Knecht und seinem Herrn untertan. Der Diakon.

Fliedner macht daraus die Diakonisse, und der Diakonissenberuf wurde zum Erfolgsmodell. Fliedner kleidete dazu die ledigen Frauen in die Tracht der Bürgerinnen. Was für eine Aufwertung war das für arme Bauernmädchen, dass sie nun äußerlich den freien Frauen glichen; dass sie, die so oft als Ledige bemitleidet worden waren, nun eine Haube trugen (– unter der Haube sein, das war ja das Zeichen der ehrbaren, verheirateten Frau)! Die Dienerinnen waren WER – ein freier Herr und ein dienstbarer Knecht, eine freie Frau und eine dienstbare Magd. Frei, nur gebunden an Christus, der ihr Vater und Bräutigam war.

„Wir tun nur unsere Pflicht“ – daraus erwuchs ein großer Segen für Dörfer und Gemeinden. „Wir tun nur unsere Pflicht“ - daraus wurde später der Satz: „Mein Lohn ist, dass ich darf“. Zu diesem Zeitpunkt war die Sache leider schon gekippt. Denn dummerweise war es Männer, die beschrieben, wie Diakonissen sein sollten. Und es waren Männer, die als Mutterhaus-Leiter bestimmten, wie viel, besser: wie wenig die Frauen zum Leben erhalten, wo und wie sie arbeiten sollten. Die als Patriarchen die Leitsätze und Statuten verfassten, die die Leitung nicht aus der Hand geben wollten. Christus dienen hieß auch: dem Hausvater zu gehorchen, nicht aufzumucken, keine Ansprüche zu stellen. Die Freiheit schrumpfte, der Druck wuchs, und irgendwann standen unverheirateten Frauen neue Wege offen, um ihre Gaben zu entfalten. Bescheidenheit, Pflichtbewusstsein, Demut und Fleiß kamen in den Geruch der Ausbeutung, Selbstaufgabe, Unterdrückung. Der Diakonissenstand geriet in Misskredit. Wer lässt sich schon auf Dauer sagen, welche Pflichten sie zu leisten, welche Rechte sie zu entbehren hat?

„Wir haben nur unsere Pflicht getan“. Der Satz hat Geschichte gemacht. Auch außerhalb der Kirche. Er hat unsere Geschichte geprägt. „Wir haben nur unsere Pflicht getan“ –der Satz könnte jeder preußischen Beamtenvorschrift zur Vorlage dienen. Der Beamte als treuer Diener seines Staates. Der Christ als gehorsamer Untertan. Positives ist daraus entstanden: korruptionsfreie, effiziente Verwaltung, ein gut organisiertes Staatswesen. Aber auch das Verheerende darf nicht verschwiegen werden, der unkritische Untertanengeist. „Wir haben nur unsere Pflicht getan“ – wie viele Großväter haben mit diesen Worten ihren Enkeln die Zeit zwischen 1939 und 45 erklären wollen.

Doch der Christenmensch ist nicht nur ein dienstbarer Knecht, einer, der zu gehorchen hat. Er ist auch ein freier Herr, der sich Autoritäten nicht ungefragt beugt. Weil er nicht an Menschen und Mächte gebunden ist, nicht an einen Eid, nicht an eine Idee, nicht an den Staat oder einen Befehl, sondern allein an Christus.

Der Schal, von dem ich vorhin sprach, der ist auch hier zu kurz. Wo bei den einen nur „Freiheit“ draufsteht, liest man auf anderen nur „Dienst“. Nein, für Christen ist die Sache erheblich anspruchsvoller und – anstrengender. Weil es immer wieder neu zu fragen und zu prüfen gilt, was denn Gottes Wille ist. Und wo Sein Wille den Wünschen, Erwartungen und Forderungen anderer sog. Herren widerspricht. Denn wir sind Knechte – nicht der Menschen, sondern Gottes.

Liebe Gemeinde, **10** Wenn ihr also alles getan habt, was euch aufgetragen war, dann sollt auch ihr sagen: ›Wir sind Diener, wir sind Knechte, weiter nichts; wir haben nur unsere Pflicht getan.«

Der heutige Predigtabschnitt endet hier. Aber das 17.Kapitel geht noch weiter. Es schließt sich die Geschichte von den 10 Aussätzigen an. Ausgegrenzt durch ihre Krankheit vegetieren diese Leprakranken dahin. Als Jesus in ihrer Nähe vorüber zieht, schreien sie um Hilfe. Und er? Kein Hokusfokus, kein Zauberspruch (und alles ist gut), sondern ein Befehl: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Eine Zumutung, weil es nichts zu sehen und zu fühlen gibt. Aber wie Knechte ihrem Herrn gehorchen diese Leute, denn sie, die nichts zu verlieren haben, setzen alles auf eine Karte. So kann man Glaube auch verstehen: mit dem Mut der Verzweiflung auf Jesus hören. Sie tun, was Jesus sagt, zeigen sich der damaligen Gesundheitsbehörde, und die bestätigt: Alle sind gesund.

Ein happy end für die Zehn. Aber für einen einzigen ist es noch nicht das Ende: Der kehrt nämlich um und bedankt sich bei Jesus. Ausgerechnet dieser einzig Dankbare ist ein Ausländer, ein Samariter. Er nutzt die Freiheit, die Chance des neuen Anfangs, um Jesus zu danken und Gott zu ehren. „Steh auf, geh hin, dein Glaube hat dir geholfen!“ Mit diesen Worten schickt ihn Jesus zurück in den Alltag.

Steh auf, geh hin! Sei frei zum Glauben und Dienen. Das gilt auch uns. Amen.